

**Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer**

Erprobt und bewährt bei

# Schlaflosigkeit u. Nervosität

In Apotheken und Handlungen natürlicher Mineralwässer. — Einzelgabe 75 cem = 1 gr. Bromsalze.  
Diese 2 bis 3 mal täglich. Größere Gaben auf ärztliche Verordnung.

**Dr. Carbach & Cie., Bendorf a. Rh.**

## Der Orient

Eine Länderkunde von Ewald Banse

In 3 Bänden. (Aus Natur und Geisteswelt. Bd. 277/279)

Mit 78 Abb., zahlr. Kartenskizzen und Diagrammen. Geh. je M. 1.—, in Leinwand geb. je M. 1.25

„Man muß sagen, daß die Lande des Orients hier eine Behandlung erfahren, wie sie noch nirgends mit so innigem Verständnis für die Eigenheiten des Morgenlandes dargestellt wurden. Trotz des immerhin engen Raumes hält uns eine Menge Streiflichter über so manche bisher unbekannte Beziehungen auf, so z. B. über das von Banse so benannte „Perfische Zwischensystem“, über die Oberflächengestaltung Mesopotamiens, Tripolitaniens u. v. a. Ausführliche Literaturangaben am Ende jedes Abschnittes geben dem Leser Hinweise zu näheren Spezialstudien. Gerade jetzt, in den Zeitläuften, in denen die Länder des Orients im Vordergrund des allgemeinen Interesses stehen, kann man dem Werk nur recht zahlreichen Absatz wünschen.“

(Die Erde.)

„Derf., ein genauer Kenner und begeisterter Freund des Orients, entwirft in dem vorliegenden, reich ausgestatteten Bändchen eine geistvoll aufgefaßte und durchgeführte, trotz gedrängter Kürze lebensvoll geschriebene Schilderung der mohammedanischen Welt.“

(Kölnische Zeitung.)

## Palästina und seine Geschichte

Sechs Vorträge von

**Professor Dr. Hermann Freiherr v. Soden**

3. Auflage. Mit 2 Karten, 1 Plan und 6 Ansichten. (Aus Natur und Geisteswelt Bd. 6)

Geheftet M. 1.—, gebunden M. 1.25

„Auf Grund einer Reise durch Palästina hat der Verfasser uns hier ein Bild gezeichnet nicht nur von dem Lande selbst, sondern auch von all dem, was aus demselben hervor- oder über es hingegangen ist im Laufe der Jahrtausende — ein wechselvolles, farbenreiches Bild. Ein gewaltiges, zusammenhängendes Stück Weltgeschichte zieht an uns vorüber. Und vor allem die Entwicklung der drei großen Religionen und ihre Eigenart wird uns lebendig.“

18

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

# INTERNATIONALE MONATSSCHRIFT FÜR WISSENSCHAFT KUNST UND TECHNIK BEGRÜNDET VON FRIEDRICH ALTHOFF

JAHRG. 10

HEFT 6 1. MÄRZ 1916



HERAUSGEGEBEN VON MAX CORNICELIUS  
VERLAG VON B. G. TEUBNER  
LEIPZIG-BERLIN

Glück. Mag dies Streben das System in ärgste Widersprüche verwickeln und es von seinem Ausgangspunkte weit abführen, gerade diese Widersprüche bilden ein ergreifendes Zeugnis eines großen Verlangens, einer tiefen Sehnsucht.“

Was das französische Geistesleben des 19. Jahrhunderts anlangt, so wird man daraus, daß Eucken es in seinen Schriften nicht eingehend würdigt, nicht schließen dürfen, daß er es geringschätzt. Vielleicht hängt diese Lücke mit dem Mißkredit zusammen, den man in der ganzen Welt, und vor allem in Frankreich selbst, der französischen Philosophie des 19. Jahrhunderts gegenüber hegte. Im übrigen darf man nicht vergessen, daß Eucken auch das deutsche Geistesleben des 19. Jahrhunderts nicht ausführlich würdigt. Jedenfalls hat er in seinen Vorlesungen auch Vertreter des französischen Geisteslebens des 19. Jahrhunderts mehr oder weniger eingehend behandelt und gerecht beurteilt. Jeder Kenner Euckens wird zugeben, daß weder in seinen Schriften noch in seinen mündlichen Äußerungen Unfreundliches über französisches Geistesleben enthalten ist. Vielmehr spricht er mit großer Hochachtung davon. Das gilt namentlich von dem französischen Geistesleben der letzten Vergangenheit und der Gegenwart. Sowohl in den neueren Auflagen seiner früheren Werke als auch in seinen letzten Schriften berücksichtigt und behandelt er mit großem Wohlwollen die französische philosophische Literatur der Gegenwart. Nicht nur hat Eucken selber die philosophische Bewegung Frankreichs in den letzten Jahrzehnten mit Aufmerksamkeit verfolgt, sondern er hat nicht gezögert, das wahrhaft Fruchtbare darin sich anzu eignen und dafür mit Wort und Tat Freunde zu gewinnen gesucht. Na-

mentlich gilt das von den Arbeiten Boutroux' und Bergsons. Eucken ist einer der ersten, die Verständnis und Sympathie für diese Männer nicht nur in Deutschland, sondern auch in der ganzen Welt geweckt haben, und man wird bis zu einem gewissen Grade sagen dürfen, daß diese Philosophen auf dem Umwege über das Ausland in Frankreich selbst zur Berühmtheit gelangt sind. Jedenfalls halte ich mich für verpflichtet, bei dieser Gelegenheit zu konstatieren, daß ich in meinen Vermittlungsbestrebungen zwischen deutschem und französischem Geistesleben durch Eucken in der uneigennützigsten Weise ermutigt und unterstützt worden bin. Das tat Eucken namentlich deshalb, weil er selber in der gegenseitigen Ergänzung und Durchdringung von deutschem und französischem Geistesleben eines der erstrebenswertesten Ziele der europäischen Kultur erblickt. Als den letzten schönen Beweis dafür kann man die Schritte betrachten, die Eucken getan hat, um Boutroux die Möglichkeit zu verschaffen, im Frühjahr 1914 in Deutschland Vorträge zu halten und am 16. Mai in der alten Aula der Berliner Universität seinen Dank auszusprechen für die Ehre, die ihm hierdurch erwiesen sei.

Und so werden wir zum Schlusse sagen dürfen, daß Eucken als Mensch und als Schaffender für die Internationalisierung des Geisteslebens Hervorragendes geleistet hat, und daß die gegenwärtige Krise die Bedeutung seiner Tat auch nach dieser Seite hin nicht im geringsten schmälert. Dies bei Gelegenheit der Feier seines siebenzigsten Geburtstages konstatieren, heißt zugleich den Meister segnen und dem Wunsche Ausdruck geben: möge das, was er mit unermüddlicher Arbeit gesäet hat, einst die von ihm ersehnten Früchte tragen!

## Die deutsche Romanistik und der Krieg.

Von Oskar Schultz-Gora.

Durch den Weltkrieg sind die deutschen Romanisten in eine andere Lage versetzt worden, als es durch den Krieg 1870—71 der Fall war. Damals handelte es sich nur um ein romanisches Volk, und nach dem Kriege schlossen sich die Franzosen nicht gerade von uns ab, wie denn die Deutschen sich noch viel weniger von Frankreich fernhielten. Dazu kam, daß seinerzeit an den deutschen Universitäten nur erst wenige Lehrstühle für romanische Philologie bestanden, die Zahl derer also verhältnismäßig gering war, die etwa durch unfreundliches oder gar feindseliges Verhalten französischer Romanisten betroffen werden konnten; und hinwiederum wurden auch in Frankreich erst nach dem Kriege die romanistischen Studien in ausgedehnterem Maße betrieben. Einem wesentlich verschiedenen Stande der Dinge sieht sich unser in Deutschland gepflegter Wissenschaftszweig durch den gegenwärtigen Krieg gegenübergestellt. Einerseits ist noch ein zweites romanisches Volk, das nach den Franzosen am meisten auf dem Gebiete der romanischen Philologie geleistet hat, aus einem vermeintlichen Bundesgenossen ein Feind geworden, und andererseits erweitert sich die Kluft, die sich zwischen uns und Frankreich aufgetan hat, je länger je mehr und scheint unüberbrückbar geworden zu sein. Wenn es in der ersten Phase des Krieges noch deutsche Romanisten gab, welche glaubten, daß sich nach dem Friedensschluß die Beziehungen zwischen deutschen und französischen Romanisten bald von selbst wiederherstellen würden, so dürften sie

jetzt davon zurückgekommen oder wenigstens in ihrem Glauben stark erschüttert worden sein. Tauchen sich doch die französischen Federn, darunter auch solche von Männern der Wissenschaft, unausgesetzt und fast ausnahmslos in Gift und Galle, um uns der Verachtung der Welt zu empfehlen, und auch denen, welche sich bisher mit der bekannten deutschen Gutmütigkeit von ihrem Optimismus nicht freimachen konnten, beginnen allmählich die Augen aufzugehen, und sie können sich bei der allseits wachsenden Erbitterung kaum mehr der Erkenntnis verschließen, daß die wissenschaftliche Verbindung auch späterhin auf geraume Zeit hinaus unterbrochen bleiben wird.

Allein sollen wir deshalb Schlimmes für unsere Wissenschaft befürchten und uns in bedauernden Wendungen ergehen? Mit nichten. Es heißt jetzt vielmehr, sich mit der gegenwärtigen und noch mehr mit der voraussichtlich noch lange weiterbestehenden Sachlage entschlossen und ohne Sentimentalität auseinanderzusetzen, sozusagen innere Maßnahmen zu treffen. Nachdem die erste Arbeitsunlust, die sich als naturgemäße Folge von Zorn und Ekel eingestellt hatte, so ziemlich verflogen ist, haben wir Gelassenheit genug gewonnen, um die Dinge einer ruhigeren Betrachtung zu unterziehen, und da wird sich denn zunächst fragen, ob die Nachteile und Schädigungen, die uns erwachsen, wirklich so groß sind, als es zuerst den Anschein haben kann, und ob nicht auch Verschiedenes auftaucht, das wir als Vorteil ansprechen dürfen und das uns mit manchem Ver-

lust auszusöhnen vermag. Daß in den siebziger und achtziger Jahren eine Art Zusammenhang zwischen deutschen und französischen Romanisten bestand, daß es ein gewisses Hinüber und Herüber gab, das nicht ohne fruchtbare Anregungen blieb, dies soll nicht geleugnet werden, aber deshalb brauchen wir den Wert des persönlichen und brieflichen Verkehrs, den wir mit französischen Fachgenossen gepflogen haben, auch nicht zu überschätzen. Wirklich intimere Beziehungen haben, so weit ich sehe, eigentlich nur zwischen schweizerischen, in Deutschland oder Österreich wirkenden Romanisten und ihren französischen Kollegen bestanden, und inwieweit diese gestört worden sind, hat zunächst noch von einer mehr oder weniger entschiedenen Stellungnahme der ersteren abgehungen. Bei den reichsdeutschen Romanisten ging, von vereinzelt Fällen<sup>1)</sup> abgesehen, das Verhältnis im ganzen kaum über das einer sachlichen Interessengemeinschaft hinaus, und auch dieses mußte wenigstens von denjenigen mit immer kühleren Augen angesehen werden, welchen es nicht entging, daß in der Romania, dem führenden Organ der französischen Romanisten, etwa seit den letzten fünfzehn Jahren und besonders nach dem Ableben von G. Paris der Ton uns gegenüber eigentümlich „süffisant“, stellenweise sogar geringschätzig wurde. So erfolgte daselbst, um nur ein Beispiel anzuführen, nach dem Tode von

1) Dahin rechne ich die Verbindung deutscher Romanisten mit dem liebenswürdigen südfranzösischen Forscher Camille Chabaneau, welche dazu führte, daß ein deutscher Gelehrter einen großen Huldigungssammelband für diesen in die Wege leitete und zustande brachte. Gaston Paris gehört meines Erachtens nur bedingt hierher, da er zuweilen unter dem Zwange Pariser chauvinistischer Strömungen stand.

G. Gröber, den wir unseren ersten Romanisten beizählten, eine Beurteilung seiner Arbeiten, die einer schmähhlichen Herabsetzung seiner wissenschaftlichen Verdienste gleichkam. Obiges hing nicht etwa mit unbefriedigender werdenden Leistungen der deutschen Romanistik zusammen, sondern wahrscheinlich mit den Zeitumständen: seit der Verbrüderung mit den Sarmaten begann bekanntlich den Franzosen der Kamm wieder gewaltig zu schwellen, und die Folgen davon machten sich nicht nur in der Politik und in der schönen Literatur, sondern eben auch in Fachzeitschriften unangenehm bemerkbar. Auf wissenschaftliche Beziehungen aber, die in Friedenszeiten sich bis zum gewissen Grade als von politischen Einflüssen bestimmbar erweisen, dürfte es nicht zu schwer sein, zu verzichten. — Etwas anders war es mit unserem Verhältnis zu den italienischen Romanisten bestellt, insofern, als für Deutschland wenigstens keine alte Erbfeindschaft vorlag und man lange nicht so frühe das Kommende ahnen konnte, daher denn die Enttäuschung um so herber war, und das plötzliche Zerreißen der Fäden von manchem vielleicht nicht ohne einiges schmerzliche Bedauern empfunden wurde.<sup>2)</sup> Es kamen mehr Gefühlswerte ins Spiel, und der Beschluß, Hesperien auf absehbare Zeit nicht mehr zu betreten, war nicht ganz leicht gefaßt. Immerhin darf auch hier der Verlust persönlicher Beziehungen, soweit er die Wissenschaft anging, nicht zu hoch angeschlagen werden.

Haben wir in obigem Punkte etwas verloren, so können wir es zum guten Teil ersetzen, nämlich durch engere Fühlungnahme und kräftigeren Zusam-

2) Man vergleiche das Schriftchen von H. Schuchardt: „Aus dem Herzen eines Romanisten“. Graz 1915.

menschluß untereinander, der natürlich auch die österreichischen Romanisten zu umfassen hätte. Glücklicherweise gibt es schon mancherlei Anzeichen dafür, daß das Bedürfnis danach sich geltend macht und Berührungen herbeizuführen beginnt, die sonst wohl kaum eingetreten wären. Die günstigen Folgen würden nicht ausbleiben: ein regerer Gedankenaustausch, eine größere wechselseitige Anerkennung und beiläufig eine nicht so hohe Einschätzung der ausländischen Leistungen gegenüber den inländischen. Freilich, gewisse Arbeitsmittel und Arbeitsgelegenheiten können wir uns gegenseitig nicht beschaffen: die Handschriftenstudien sind für längere Zeit gehemmt, wenn nicht ganz unterbunden, denn das in Deutschland oder Österreich liegende hierher gehörige Material ist zum größten Teile ausgebeutet, und wer es unter seiner Würde hält, alsbald nach dem Kriege in Feindesland zu gehen, ist auf die Benutzung französischer oder italienischer, nach dem Inland geschickter Handschriften angewiesen; ob aber späterhin ein Handschriftenversand von seiten der französischen Regierung nach Deutschland und Österreich-Ungarn, die ja die französische Akademie aus der Reihe der Kulturländer gestrichen hat, auch nur in dem bescheideneren Umfange stattfinden wird, auf den erschon geraume Zeit vor dem Krieg infolge eines meines Wissens ohne entsprechende Gegenmaßregeln von unserer Seite gebliebenen Ministerialerlasses beschränkt war, das muß mindestens recht fraglich erscheinen. Ingleichen werden wortgeographische Studien und Dialektforschungen auf französischem und wohl auch italienischem Boden vorläufig ausgeschlossen sein. Ferner dürfte die literargeschichtliche Forschung, soweit sie die französische Li-

teratur vom 16. bis 19. Jahrhundert zum Gegenstand hat, stark behindert werden; wer in Deutschland nicht ganz große Bibliotheken bequem benutzen kann, ist ziemlich übel daran, und selbst diese versagen naturgemäß gegenüber der Pariser Nationalbibliothek, besonders für gewisse Perioden, so die Periode der französischen Romantik. Diese Beeinträchtigungen sind nicht unerheblich, aber auch sie sind wenigstens zum guten Teile zu verschmerzen. Denn der „Atlas linguistique de la France“ bietet uns einigen Ersatz für Untersuchungen an Ort und Stelle, und was die altfranzösischen Handschriften angeht, so kann es sogar sein Gutes haben, daß wir längere Zeit von ihnen abgeschlossen sind. Einmal nämlich ist zweifellos schon gar manches aus ihnen veröffentlicht worden, was der Veröffentlichung nicht wert war, und auf der anderen Seite ist noch unendlich viel zu tun, zu dem man keine Handschriften nötig hat. So Bedeutendes auch die romanische Philologie in der verhältnismäßig kurzen Zeit ihres Bestehens geleistet hat, so kann es doch bei der Ausgedehntheit des Gebietes nicht wundernehmen, daß noch weite Strecken so gut wie brach liegen, so die ganze Personennamenforschung und das große Feld der Stiluntersuchungen sowie alles dessen, was man „Realien“ genannt hat; erst wenige Furchen sind hier gezogen. Auch die Wortbildungs- und besonders die Bedeutungslehre bedürfen weiterer Ausgestaltung. Desgleichen ist in der Textinterpretation noch viel zu erarbeiten, und auch die Gebiete der Syntax und der Etymologie verlangen bei der großen Zahl ihrer Probleme immer noch nach unablässigem Anbau. Allen diesen Stellen könnten sich die Arbeitskräfte um so eifriger widmen, je mehr sie durch die Lage der Verhältnisse

von anderen ferngehalten werden, und mancher würde erstaunt sein, zu sehen, wie lohnende Erträge der Boden abwerfen würde, den er vorher gar nicht beackert hatte. Solchem jungfräulichen Boden ist, wenn ich das Bild plötzlich verlassen darf, auch Spanien zuzurechnen, wo noch viele Schätze zu heben sind. Dieses romanische Land könnte man nach dem Kriege mit gutem Gewissen betreten, und es wäre sehr erfreulich, wenn sich dorthin die Aufmerksamkeit namentlich junger Romanisten lenken würde, die den Anstrengungen des Reisens im Lande des Cervantes noch gewachsen sind.

Für deutschen Fleiß und deutsche Rastlosigkeit gibt es auf alle Fälle des Arbeitsstoffes genug, und es werden auch künftighin solche Leistungen auf deutschem Boden erwachsen, wie sie vorliegen in Toblers „Vermischten Beiträgen zur französischen Grammatik“ und seinem „Altfranzösischen Wörterbuch“, in Gröbers „Altfranzösischer Literatur“, in Försters großer Ausgabe der Werke des Chrétien von Troyes, in Meyer-Lübkes „Romanischer Syntax“, in Levys „Provenzalischem Supplementwörterbuch“ und in Appels Ausgabe des Bernart von Ventadorn. Das Erbe von Friedrich Diez wird auch in Zukunft erfolgreich verwaltet und gemehrt werden, und dazu bedarf es in der Hauptsache keiner Beziehungen zum Ausland, wie denn ja Diez, zu dessen Hörern auch Gaston Paris zählte, unsere Wissenschaft nicht etwa in Anlehnung an Raynouard, sondern an Jacob Grimm begründet hat. Für die Publikationen der Ergebnisse unserer Arbeiten sind wir keinen Augenblick auf ausländische Zeitschriften oder Gesellschaften angewiesen, und niemand braucht dort, wie es leider früher einzelt geschah, etwas zu veröffent-

lichen. Besitzen wir doch schon seit langem eine ganze Reihe angesehener Fachzeitschriften und frei erscheinender Sammlungen. Wir haben ferner die von Vollmöller ins Leben gerufene „Gesellschaft für romanische Literatur“, die schon gegen vierzig Bände herausgebracht hat und in der sogar die umfangreichsten Texte ein Unterkommen finden können. Auch fehlt es keineswegs an rührigen und bereitwilligen Verlegern, allen voran Max Niemeyer, der selbst vor recht kostspieligen Drucklegungen nicht zurückschreckt und dem unsere Wissenschaft zu nicht geringem Dank verpflichtet ist.

\* \* \*

Es kann also keine Rede davon sein, daß der Sturmwind des Krieges den in Deutschland errichteten Bau der romanischen Philologie, welcher, wie der anderer Philologien, sich auf rein wissenschaftlicher Grundlage erhebt, umgestoßen oder in Trümmer gelegt habe oder legen werde. Allein der Charakter unserer Wissenschaft als eines Lehrfaches hat gewisse praktische Forderungen zur Folge gehabt, bei denen es noch zu sehen gilt, ob sie nicht ernstlich gefährdet werden. Wir haben es nicht mit toten, sondern mit lebenden Sprachen zu tun, und es wird von denen, die die romanischen Sprachen an den Universitäten vertreten, verlangt, daß sie mit der Durchforschung vergangener Perioden, also dem historischen Betrieb, eine genaue Kenntnis des gegenwärtigen Zustandes jener Sprachen verbinden, ja daß sie wenigstens in einer derselben, nämlich in der französischen, sich mit Leichtigkeit und möglichst idiomatisch auszudrücken vermögen. Letzteres hängt damit zusammen, daß das Französische an den Universitäten zugleich Examensfach ist,

und daß die Prüfung darin auf Französisch abgehalten werden soll (entsprechend liegen die Verhältnisse im Englischen). Um aber in der Sprechübung zu bleiben und die Wandlungen, denen die langue courante namentlich in der Aussprache unterliegt, zu verfolgen, dazu ist ein von Zeit zu Zeit sich erneuernder Aufenthalt in dem betreffenden Lande mehr als erwünscht. In diesem Punkte erfahren wir eine wirkliche Einbuße durch den Krieg und seine voraussichtlichen Folgen, und wir stehen erheblich ungünstiger da als der Geschichtsforscher, Kunsthistoriker und romanistische Rechtslehrer. In gewissem Zusammenhang mit Obigem steht noch eine Frage, die schon jetzt anfängt, brennend zu werden, und zu der es sich empfiehlt, beizeiten eine bestimmte Stellung einzunehmen, ich meine die Lektorenfrage.

Bekanntlich hat der Universitätsprofessor unseres Faches einen Lektor des Französischen zur Seite, an einigen Universitäten auch einen Lektor des Italienischen, dem es in der Hauptsache obliegt, die Studierenden im schriftlichen und mündlichen Gebrauche der heutigen Sprache auszubilden, daneben aber auch über ausgewählte Abschnitte aus der Literatur, über Land und Leute und ähnliches in französischer oder italienischer Sprache Vortrag zu halten. Die Nützlichkeit der Einrichtung selbst ist wohl niemals in Zweifel gezogen worden, da sie den Ordinarius von den mehr technischen Dingen entlastet und dem Studenten die Gelegenheit bietet, wiederholt die gesprochene Sprache in zusammenhängender Rede zu hören. Bisher bestellte man nun aber so ziemlich durchgängig, für das Französische so gut wie ausnahmslos, Ausländer zu Lektoren, und darüber, ob dies das Richtige war, herrschte schon lange vor

dem Kriege etwelche Meinungsverschiedenheit. Dafür schien der Umstand zu sprechen, daß schließlich doch der geborene Franzose am besten im gegenwärtigen Französisch zu Hause sein müßte und man ihn in gewissen Fragen der Aussprache und des Sprachgebrauches als eine Art Autorität zu Rate ziehen könnte, dagegen, daß er die Bedürfnisse der Studierenden zu wenig kannte, auf deren Standpunkt zu wenig Rücksicht nahm, vielfach auch über keine gefestigte Lehrmethode verfügte und anderes. Bei Ausbruch des Krieges sind die Lektoren französischer Staatsangehörigkeit, soweit sie nicht schon vorher in der Stille verschwunden waren, von den preußischen Universitäten entfernt und über neutrale Länder abgeschoben worden. Das ging, ausgenommen in einem besonders liegenden, hier nicht näher zu berührenden Falle, leicht vonstatten, da den ausländischen Lektoren in Preußen glücklicherweise niemals eine Beamteneigenschaft zugestanden worden war. Man freute sich anfangs, der fremden Elemente ledig zu sein, und da naturgemäß der Besuch der Vorlesungen ein sehr schwacher wurde, vermißte man kaum das Fehlen ihrer Lehrtätigkeit. Jetzt beginnt es sich von Semester zu Semester fühlbarer zu machen, und vor allem fragt man sich, wie es denn damit nach dem Kriege werden soll. Es bleibt das selbstredend letzten Endes den Maßnahmen der Regierung vorbehalten, aber es ist den Universitätslehrern gewiß erlaubt, ihre Anschauung vorzutragen, und es steht zu hoffen, daß das Ministerium sie nicht unberücksichtigt lassen wird. Gibt es nun einen deutschen, d. h. einen in Deutschland geborenen Professor der romanischen Philologie an einer deutschen Universität, der es nicht als unerträglich

empfinden würde, später wieder einen Angehörigen des Volkes neben sich zu sehen, das uns nicht nur soviel des Kriegsleides zugefügt, sondern, was in vorliegendem Fall noch schwerer wiegt, uns verhöhnt, beschimpft, uns kulturell beleidigt hat? Die Frage ist keine rein rhetorische, denn ich kenne nicht die Auffassung aller in Betracht kommenden, und gewisse Erscheinungen, die sich auch während des Krieges in Dozentenkreisen wahrnehmen lassen, machen es ratsam, mit Behauptungen vorsichtig zu sein. Und weiter, soll man unseren Studierenden zumuten, einen Franzosen als Lehrer hinzunehmen, der ihnen vielleicht in erbittertem Nahkampf gegenübergestanden hat? Das darf in absehbarer Zeit nicht geschehen. Wie aber soll Ersatz beschafft werden? Lektoren aus der französischen Schweiz zu beziehen, muß wegen der feindseligen Gesinnung, die die dortige Bevölkerung während des Krieges gegen uns bekundet hat, ebenfalls als ausgeschlossen gelten, ganz abgesehen davon, daß deren Französisch eben das Französisch der Schweiz ist, ebenso wie das Französisch der Belgier, an die noch weniger gedacht werden darf, das belgische wäre. Also bleiben nur inländische Kräfte, und zu diesen sollte in der Tat gegriffen werden. Zuvörderst kommen solche Deutsch-Lothringer in Frage, die von Geburt an Französisch gesprochen haben; ich nenne die Lothringer, weil es nicht nur auf Sprechgeläufigkeit ankommt — über diese verfügen auch manche Elsässer —, sondern auf korrekte, vom deutschen Akzent nicht beeinträchtigte Aussprache und von Germanismen möglichst freie Redeweise. In ähnlicher Weise wird man bei der Auswahl von Lektoren des Italienischen die österreichischen Grenzgegenden ins Auge zu fassen haben. Bedingung ist

natürlich eine stichfeste vaterländische Gesinnung, deren es nicht schwer fallen dürfte sich zu vergewissern. Dann aber sind auch unbedenklich Männer von ganz deutscher Herkunft heranzuziehen. Es gibt immer genug Deutsche, welche zugleich mit Sprachsinn und entschiedenem Sprechtalent begabt sind, so daß sie es in der Handhabung einer fremden Sprache und der Aneignung idiomatischer Sprechweise erstaunlich weit bringen, ja unter Umständen es dem Eingeborenen annähernd gleich tun können, jedenfalls aber auf einer Stufe stehen, die für die Unterweisung unserer Studierenden vollkommen ausreicht; auch sei bei dieser Gelegenheit gleich daran erinnert, daß in den Jahren 1889—1894 ein Inländer, der das Neufranzösische gut beherrschte, sich an der Berliner Universität den Aufgaben eines Lektors unterzog und daß gegenwärtig dort und in Halle deutsche Lektoren des Italienischen mit allerbestem Erfolge tätig sind. Es darf eben nicht übersehen werden, daß im ganzen der Inländer vor dem Ausländer manches voraus hat, das oben schon angedeutet wurde: abgesehen von der Beherrschung der eigenen Sprache, die immer beim Unterricht zur Beleuchtung grammatischer und stilistischer Dinge erwünscht ist, mehr pädagogische Bemühung und bessere phonetische Kenntnisse, auf Grund deren er zeigen kann, auf welchem Wege gewisse idiomatische Laute hervorzubringen sind; dazu kommt, daß er besser weiß, worin die Schwierigkeiten für seine Landsleute liegen, weil er sie früher an sich selber erfahren und überwunden hat, und auch in der Literatur kann er greifbarere Ergebnisse erzielen, indem er mehr auf den dem Studierenden vielfach unbekanntem Inhalt der Denkmäler eingeht, letztere vielleicht

auch mehr in entwicklungsgeschichtlichem Zusammenhange würdigt, als daß er sich nach Franzosenart damit begnügt, über dieselben, sei es im Plauderton (causerie), sei es in blendenden Phrasen, mehr oder weniger geistvolle Urteile zu fällen.

Es versteht sich fast von selbst, daß eine Besetzung der Lektorate mit geeigneten einheimischen Kräften nur dann ausführbar ist, wenn gleichzeitig eine ganz bedeutende Hebung der Lektorstellung eintritt, d. h. eine viel bessere Besoldung und Zuerkennung der Beamteneigenschaft, mithin Pensionsfähigkeit. Das Lektorat muß sich als eine Art Laufbahn darstellen, denn sonst würden sich nicht genug akademisch gebildete Bewerber finden. Der Ausländer konnte sich mit wenig begnügen, da es ihm bei dem bekannten Zulaufe, den vor dem Kriege alles Fremde bei uns hatte, an Privatstunden in Bürgerkreisen nicht fehlte. Zudem hatte er meistens nur einen kürzeren Aufenthalt in Deutschland im Auge, verfolgte auch mehrfach Nebenzwecke, wie den, bequem Deutsch zu lernen. Der Inländer müßte schon deshalb geldlich anders dastehen, weil für ihn ein nicht zu seltener Besuch des Auslandes, so wenig angenehm er sich auch nach dem Kriege gestalten könnte, unerlässlich und zu den Erfordernissen seines Berufes gehörig wäre. Dafür könnte dann die Regierung auch gewisse Ansprüche stellen und mit dem Lektoratamte mindestens die Bedingung der bestandenen Staatsprüfung verknüpfen.

Aber wird man denn nach dem Kriege der romanischen Philologie noch ihren alten Platz an den Universitäten gönnen? Nun, mir scheint, daß der Romanist immerhin wenigstens so lange seinen Besitzstand wird behaupten

dürfen wie der Völkerrechtsprofessor, dessen Lehren jetzt nur so wie Fetzen umherfliegen. Ernster schon ist die Frage, ob das Französische (und das Englische) an unseren höheren Schulen in demselben Unterrichtsumfang bestehen bleiben wird wie bisher; wenn nicht, dann würden an den Universitäten allerdings die Lektorate durch Rückwirkung davon betroffen werden. Schon lassen sich Stimmen vernehmen, die nach Beschränkung rufen, so in den „Neueren Sprachen“, XXIII, 1 ff., so in der „Deutschen Monatsschrift für Politik und Volkstum“, III, 1252, ja, ich sehe auch solche noch kommen, welche gänzliche Unterdrückung fordern werden. Demgegenüber dürfen folgende Erwägungen Platz greifen. Soll eine Beschränkung eintreten, so kann sie nur zugunsten des Unterrichtes im Deutschen erfolgen. Bei unserem aufs neue wachgerufenen und so lebendig gewordenen völkischen Bewußtsein wird gewiß niemand etwas gegen eine noch stärkere Betonung des Deutschen einwenden, im Gegenteil, aber daß sie nun gerade auf Kosten des Französischen (und Englischen) stattfinden sollte, müßte doch die allerschwersten Bedenken erregen. An den Realgymnasien, Oberreal- und Realschulen wäre ja derartige überhaupt kaum durchführbar, es müßte denn sein, daß man diesen Schulen einen Teil ihrer Eigenart nehmen wollte, und an den Gymnasien ist das Französische (das Englische ist fakultativ) schon seit Jahren auf eine so bescheidene Stundenzahl angewiesen, daß jede weitere Beschneidung zur einfachen Erfolglosigkeit des Unterrichtes führen würde. Wollte man trotzdem eine solche Einschränkung ins Auge fassen, dann könnte man nur raten, lieber gleich eine völlige Streichung vorzunehmen. Ehe jedoch die Unter-

richtsverwaltung diesen Schritt tut, wird sie sicherlich mehr als eine Überlegung eintreten lassen. Es ist ja durchaus nicht ganz unverständlich, wenn im Ingrimme über so viel des Häßlichen, Verabscheuungswürdigen und der Kultur Zuwiderlaufenden, was die Franzosen getan haben, sich bei manchem das Verlangen einstellt, auch mit ihrer Sprache an unseren Schulen aufzuräumen, wobei dann noch der Hinweis darauf nicht zu fehlen pflegt, daß das französische Volk Anzeichen des Verfalles zeige. Allein man sollte sich doch nicht fortreißen lassen. Einmal ist es immer gewagt, Verfallssymptome bei einem großen Volke feststellen zu wollen; die Geburtenziffer allein ist noch nicht beweisend, und die Franzosen haben im Laufe ihrer Geschichte schon sehr schwere Krisen siegreich überstanden. Dann muß man sich immer gegenwärtig halten, daß unsere Nachbarn nun einmal an „fixen Ideen“ leiden, die sich zu förmlichen Anfällen steigern können, in denen sie die Zurechnungsfähigkeit verlieren, um diese wiederzugewinnen, wenn sie zur Besinnung kommen oder gebracht werden. Selbst zugegeben indessen, es ginge mit ihnen endgültig bergab, so wäre das noch kein Grund, ihre Sprache zu verbannen. Die letztere würde nur etwas an Zeitgemäßheit verlieren, und auch angenommen, sie wäre schon ganz tot und die französische Zivilisation gehörte der Vergangenheit an, so könnte auch das noch an der Sache nichts ändern; denn die hohen Bildungswerte, die wir nun einmal neben manchem Verbildeten und auch geradezu Üblen von dem ersten romanischen Volke empfangen haben, sind nicht aus der Welt zu schaffen, und um sie des Näheren kennen zu lernen und zu würdigen, bedürfen wir der Sprache. Ohne ihre Kenntnis ist die

französische Dichtung so gut wie ungreifbar, denn sie wäre des „Geheimnisses jedes dichterischen Reizes“, der Anmut, entkleidet, die wieder ein Ergebnis der durchgebildeten Form ist; ohne sie könnten wir an der französischen Prosa, an der Sprache eines Voltaire, eines Taine, eines Gaston Paris nicht lernen, was uns doch immer noch heilsam sein kann: klare Abgrenzung der Gedanken und klare Darstellung derselben.

Das Maß also des Schulunterrichtes im Französischen sollte man nicht verringern. Dagegen wäre es wohl angebracht, und auch dieser Punkt steht in Zusammenhang mit dem Krieg, wenn man in Schulkreisen und an leitender Stelle sorgfältig erwäge, ob man nicht in den letzten Jahrzehnten ein übermäßiges Gewicht auf die äußere Beherrschung der Sprache gelegt habe. Ist es wirklich immer noch an der Zeit, sich mit der Frage abzuquälen, wie eine größere Sprechfertigkeit bei den Schülern zu erzielen sei? Man kann von der Schule nicht fordern, daß sie den künftigen Kaufmann oder Vergnügungsreisenden in der „Konversation“ für das Ausland vorbereite; dazu ist sie nicht da, und nunmehr, wo sich die Verbindungen gelöst haben und vermutlich noch längere Zeit gelöst bleiben, ist eine solche Forderung noch weniger am Platze. Auch kann es sich bei den Sprechübungen doch nicht, wie man gemeint hat, um eine eigentliche Geistesbildung handeln, sondern vielmehr nur um eine Förderung geistiger Gewandtheit und Beweglichkeit. Wohlverstanden, die Sprechübungen haben ihre Berechtigung, schon weil sie belebend wirken und einen Kampf gegen die Schwerfälligkeit und Sprechträgheit des deutschen Schülers bedeuten, aber es ist meines Erachtens durchaus verfehlt, sie

etwa in den Mittelpunkt des Unterrichts zu rücken, unter großen Zeitopfern einem viel zu hoch gesteckten Ziele nachzujagen, das auch mit der schönsten Methode unerreichbar bleibt, und darüber anderes, z. B. die wirklich sinn-gemäße und zugleich geschmackvolle Übersetzung aus dem Französischen ins Deutsche, zu vernachlässigen. Gerade wer im praktischen Schulleben gestanden hat, muß zugeben, daß trotz alles Eifers und Geschickes des Lehrers immer nur ein sehr bescheidenes Maß von Fähigkeit zu freiem mündlichen Ausdruck beim Schüler erzielt werden kann; daß dem aber so ist, liegt in der Natur, d. h. der ungeheuren Schwierigkeit der Sache, was dem ganz besonders deutlich wird, der sich sein ganzes Leben mit einer fremden Sprache nach allen Richtungen hin beschäftigt hat. Man sollte daher, wie mir scheint, endlich aufhören, den geistbildenden Wert solcher Fertigkeit, selbst wenn sie durch den Unterricht erreichbar wäre, so wie bisher bei uns zu überschätzen. Karl Hillebrand, ein Deutscher, der in der Sicherheit mündlichen wie schriftlichen Gebrauchs mehrerer moderner Fremdsprachen nicht seinesgleichen hatte, warnte doch schon vor vierzig Jahren („Zeiten, Völker und Menschen“, Bd. 6, S. 120 f.): „Man übertreibt heutzutage den Wert des Sprachtalentes gar sehr und scheint fast zu vergessen, daß es ganz unabhängig von wirklicher origineller Begabung ist, wie man denn auch aus dem Besitz der Sprachen viel

zu sehr einen Zweck macht, während er doch immer nur ein Mittel sein sollte. Ich habe Leute gekannt, die die fremden Sprachen mit solcher Leichtigkeit und mit so vollkommener Aneignung des fremden Geistes sprachen, daß sie darüber das bißchen eigenen Geist verloren, das sie haben mochten, und sich auch ihre Gedanken von den fremden Worten diktieren ließen.“ Gelangen wir nun dahin, der Sprechfertigkeit beim Schüler nicht mehr die Bedeutung beizumessen wie früher, so werden wir in dem fraglichen Punkte auch an den Lehrer nicht mehr dieselben hohen Anforderungen stellen, und dieser braucht wenigstens nicht mehr so oft seine Schritte nach Frankreich zu lenken.

Der Weltkrieg hat uns fast in allem und jedem auf uns selbst zurückgewiesen. Auch die deutsche Romanistik wird, soweit sie reine Wissenschaft ist, sich selber genügen und, soweit sie an den Universitäten gelehrt wird, wo praktische Forderungen hinzutreten, bestrebt sein, gewisse Einbußen aus eigener Kraft möglichst wettzumachen und auszugleichen. Sollten sich später wieder geistige Fäden mit dem Ausland anknüpfen lassen, so hat dies von unserer Seite sehr vorsichtig und mit großer Zurückhaltung zu geschehen. Jedenfalls können wir nicht zuerst die Hand darreichen; das entspräche unserer Würde nicht, denn wir sind, es sei wiederholt, kulturell beleidigt worden.

Straßburg, 6. Dezember 1915.